

Wolfgang Widder

Kurt Klein

Eine biografische Skizze
mit einem Beitrag von Jim Klein

Inhalt

Vorwort	7
Einleitung	10
1. Die Geschichte der jüdischen Familie Klein aus Walldorf	11
Um die Jahrhundertwende.....	11
Kurts Walldorfer Jahre (1920–1937).....	13
Das Schicksal der Eltern – ihre Briefe an die Kinder	18
2. Kurt Klein, Mitglied der US-Army	28
Exkurs: Die „Ritchie Boys“	28
Kurt als Soldat	29
Eine schicksalhafte Begegnung	31
3. Gerda Weissmann	35
Die Familie	35
In den Arbeitslagern der Nazis	39
Der Todesmarsch in Gerdas Erleben.....	42
Glückliches Ende.....	43
4. Kurt und Gerda: Schwierige, glückliche erste Zeiten	45
Die ersten Monate in Deutschland	45
Kurt muss nach Amerika	46
5. Gerda und Kurt gestalteten ihr amerikanisches Leben	50
Jim Klein: ein Blick auf meinen Vater.....	50
Ergänzende Informationen zum Familienleben	54
Kurts Unternehmen – und seine Lust am Schreiben.....	56
<i>All But My Life</i> – ein Buch hat ungeahnten Erfolg.....	62
<i>The Hours After</i>	63
Gerdas weitere Bücher	64
6. Die Sache mit Oskar Schindler und Kurt Klein	65
7. Engagement für Erinnerungsarbeit, Menschenrechte und Toleranz	69
Der Film <i>One Survivor Remembers</i>	69
<i>America and the Holocaust: Deceit and Indifference</i>	70
Die Gerda und Kurt Klein-Stiftung	72
Das Washingtoner Holocaustmuseum	72
Columbine	73

8. Kurt Kleins Tod – und die Jahre danach	74
Tod in Guatemala.....	74
Weitere Stationen im Leben von Gerda Weissmann-Klein	74
Zwei besondere Menschen, ein besonderes Paar.....	75
Sich erinnern.....	76
Dank.....	77
Anmerkungen.....	79
Quellen	84

1. Die Geschichte der jüdischen Familie Klein aus Walldorf

Bereits im 18. Jahrhundert lassen sich Vorfahren der Familie Klein in Walldorf nachweisen. Kurts Großvater Moses Klein wurde 1835 in Walldorf geboren. Er heiratete in erster Ehe die aus dem nahen pfälzischen Otterstadt stammende Fanny Weil, mit der er drei Kinder hatte. Nach Fannys Tod im Jahr 1868 nahm sich Moses die 1842 in Heinsheim bei Bad Wimpfen geborene Babette Strauss zur Frau. Mit ihr hatte Moses eine Tochter, die als Kleinkind starb, und sieben Söhne, von denen drei in Auschwitz umkamen, darunter Ludwig, der Vater von Kurt Klein; ein weiterer, Sigmund, starb in Gurs, ebenso Johanna, die älteste Tochter aus der ersten Ehe. Moses war Eigentümer von „M. Klein & Söhne“, einer Firma, die Hopfen von örtlichen Bauern kaufte, ablagern ließ und dann an Brauereien lieferte. Er verkaufte auch fermentierten Tabak an Zigarrenhersteller. Nach seinem Tod 1902 führten zwei seiner Söhne – Kurts Vater Ludwig und sein Bruder Heinrich – die Firma weiter. Babette, die ihren Mann um 16 Jahre überlebte, starb 1918.¹



Verlobungsfoto der Großeltern von Kurt.

Um die Jahrhundertwende

Der 1873 in Walldorf geborene Ludwig Klein, zweitältester Sohn von Moses Klein, hatte seine erste Frau 1908 verloren, im selben Jahr, in dem ihr gemeinsamer Sohn Max geboren wurde. Ludwig heiratete ein Jahr später die 1885 in Grünstadt geborene Alice Nahm. Kurt schreibt später in *The Hours After*: „Mutter war eine Waise, die ihre Eltern und ihren Bruder in jungen Jahren durch eine Influenza-Epidemie verloren hatte. Sie betrachtete es als außerordentlichen Glücksfall, dass sie von diesem Zeitpunkt an ihre prägenden Jahre im kultivierten Zuhause einer liebevollen Tante und eines Onkels verbringen konnte und die Grundausbildung erhielt, an die andere junge Damen in ihrem Umfeld gewöhnt waren. Mit 26 Jahren hörte sie 1909 über Familienmitglieder von einem 34-jährigen Mann in Heidelberg, nicht weit von ihrer Heimatstadt Grünstadt entfernt, dessen Frau

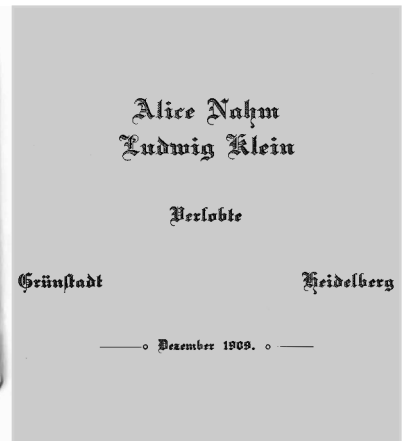


Moses und Babette Klein und ihre Söhne.

Obere Reihe: Sigmund, Heinrich, Frederick (Fritz), Hermann, Eugene;
untere Reihe: Ludwig, Babette, Moses, Bernhard.

kürzlich bei der Geburt gestorben war. Er suchte eine Mutter für seinen kleinen Sohn. Sein Name war Ludwig Klein, und als er und Alice Nahm sich kennenlernten, wurde in kurzer Zeit eine Ehe geschlossen.“

Kurt beschreibt seine bescheidene, fleißige, mitfühlende und selbstbewusste Mutter Alice, die bereitwillig den Stiefsohn Max annahm und zwei Jahre nach der Heirat eine Tochter, Irmgard, gebar. Kurt, der Nachzügler, kam rund neun Jahre nach Irmgard – später fast nur noch Gerdi genannt – im Elternhaus des Vaters in Walldorf zur Welt, in das



Verlobungsfoto und Hochzeitsankündigung der Eltern von Kurt.

man während des Weltkriegs nach langen Jahren in Heidelberg umgezogen war. Seinen Vater schildert Kurt als einen Menschen, der anders als die Mutter eher selten seine Gefühle zeigte. „Aber auch er besaß einen guten Sinn für Humor und war bei Familie und Freunden für seinen trockenen Witz bekannt, auf den man sich verlassen konnte, wenn es darum ging, ein Bonmot zu produzieren. Er war belesen und konnte jede Situation klar und logisch erklären. Seine Erfahrungen hatten ihn gelehrt, den Motiven anderer skeptisch gegenüberzustehen, obwohl er für sich selbst strengste Maßstäbe anlegte. Es war, als hätte er eines der allgegenwärtigen deutschen Sprichwörter zu seinem Lebensmotto gemacht. ‚Üb’ immer ‚Treu’ und Redlichkeit‘, nach der Devise, gradlinig und rechtschaffen zu handeln, handelte er sowohl im geschäftlichen als auch im privaten Bereich, oft zu seinem Nachteil, wenn er es mit weniger gewissenhaften Leuten zu tun hatte“ (ebd.).

Kurts Walldorfer Jahre (1920–1937)

Kurt Klein wurde am 2. Juli 1920 in der kleinen Arbeiterstadt Walldorf geboren. Die Stadt, südlich von Heidelberg gelegen, hatte damals um die 4000 Einwohner, darunter etwa 75 Mitbürger jüdischen Glaubens. Über seine früheste Kindheit schreibt Kurt nichts. Er charakterisiert sein Elternhaus als ein „Haus, das Wärme und Fürsorge ausstrahlte – trotz der wirtschaftlichen Nöte, die ich im ersten Jahrzehnt meines Lebens bemerkte – und in dem viel gelacht wurde“ (ebd.) – auch wenn man vermuten kann, dass die materiellen elterlichen Sorgen um das Unternehmen an den Kindern nicht spurlos vorübergingen.

Bei Steve Karras (dem Herausgeber von *The Enemy I Knew*, 2009) lesen wir, von Kurt selbst verfasst: „Während der Nachkriegsdepression wurde mein Vater wirtschaftlich schwer getroffen. Er hatte ein Hopfen- und Tabakhandelsgeschäft, und es war sehr schwierig, es während der Inflationszeit am Laufen zu halten [...]. Viele Unternehmen litten darunter, dass alles, was sie an diesem Tag zu einem bestimmten Preis verkauften, zu dem Zeitpunkt, an dem der Kunde sie bezahlen würde, keine Bedeutung mehr hatte. In dieser Zeit war es ein ständiger Kampf, die Unternehmen über Wasser zu halten.“²

Bücher waren für Kurt ein frühes Lebenselixier. Er las, wie viele Altersgenossen, etwa Coopers *Lederstrumpf*, Kiplings *Dschungelbuch* oder Geschichten von Karl May. „Die Geschichten über den amerikanischen Westen führten unweigerlich zu einer Besessenheit, in der meine Freunde und ich alles aufsaugten, was mit unseren romantischen Vorstellungen vom amerikanischen Grenzer-Leben zu tun hatte“.³

Sie spielten ausdauernd „Cowboys und Indianer“ und verkleideten sich entsprechend. „Ich hatte immer den festen Wunsch, die Berge und Wiesen zu erkunden, die in der Literatur und im Film dargestellt sind, und ich hätte mir damals nicht vorstellen können, dass der amerikanische Westen im späteren Leben mein eigenes Revier werden würde“.⁴

Eine doch weitgehend unbeschwerte Kindheit: „Meine Jugendjahre bis 1933 verbrachte ich damit, mich frei mit Klassenkameraden und Freunden in den Häusern der



Szene aus der Graphic Novel „Gerda und Kurt“ (in Vorbereitung), gezeichnet und zur Verfügung gestellt von Raissa Chikh (Copyright).

Gerda hat ihren Vater nie wieder gesehen. Er wurde ins Arbeitslager Sucha deportiert und dort ermordet. Einige Tage später wurde Gerda auch von ihrer Mutter getrennt. Helene Weissmann wurde vermutlich in Auschwitz ermordet.

In den Arbeitslagern der Nazis

Hatte dieses jetzt 18-jährige Mädchen bis dahin doch schon so viel Grausames erleben müssen, folgte für Gerda nun eine weitere schreckliche Lebensphase: Die jahrelange Zeit der Arbeitslager. Sie beschreibt das im zweiten Teil ihres Buchs. Einige Eindrücke: Nach Ankunft im ersten Lager, dem DULAG (= Durchgangslager) Sosnowitz: „Als ich den Flur entlang lief, empfand ich plötzlich ein neues Gefühl von Freiheit, geboren aus dem Bewußtsein, daß ich für mein Handeln ganz allein die Konsequenzen würde tragen müssen. Nichts, was ich jetzt vielleicht unternahm, konnte Papa und Mama schaden. Ich fühlte mich erleichtert“ (S. 147).

In Merzdorf machte ihr ein Aufseher das Leben zur Hölle, wollte sie zu seiner Geliebten machen, zwang sie zu Zusatzschichten: „Nach weiteren vier Tagen und Nächten im Einsatz war ich mit meinen Kräften am Ende. Ich wurde immer stumpfsinniger. Ich empfand keinerlei Befriedigung mehr darüber, dem Aufseher meinen Stolz zu zeigen. Die Gleise wurden jeden Tag anziehender, das Versprechen, das ich Papa gegeben hatte [keinen Selbstmord zu begehen, WW], bedeutungsloser. Ich war nicht mehr ich selbst“ (S. 219).

Als ihr großer Verehrer Abek sich nach dem Tod seiner Eltern und ungewollt ermutigenden Briefen Gerdas freiwillig in ein (Landeshut) benachbartes Männerlager begab, konnten kleine Begegnungen zwischen ihnen möglich werden: „Die Mädchen warteten gespannt auf mich. Was sollte ich ihnen erzählen? Ich wollte allein sein. Ich war nicht glücklich darüber, daß Abek da war, daß ich ihn vielleicht täglich sehen würde. Ich fühlte mich einer solchen Liebe und einem solchen Opfer nicht gewachsen. Ich glaubte, für sein Kommen, für sein Elend und das von Lonek verantwortlich zu sein.“ (S. 232) – Abek hatte seinen kleinen Neffen Lonek mit ins Lager gebracht.

Auch wenn das Schicksal „Arbeitslager“ letztlich wohl für das Überleben Gerdas wichtig war – sie wurde als arbeitsfähig eingeschätzt, wäre sonst mit Sicherheit gleich in ein Todeslager deportiert worden –, waren entwürdigende, physisch wie psychisch überfordernde Bedrängnisse an der Tagesordnung. Die jungen Frauen waren faktisch Sklavinnen, auch wenn die einzelnen Lager sich durchaus deutlich unterschieden. In allen Lagern, durch die Gerda kam, waren textilindustrielle Arbeiten zu verrichten.

Das erste Lager, Bolkenhain, nicht weit von Breslau entfernt, gehörte dabei zu den etwas erträglicheren. Das hatte wesentlich mit Menschen zu tun: Die Aufseherin Frau Kügler, eine zwar hart wirkende, aber im Kern menschenfreundliche Deutsche, interessierte sich immer wieder für die Situation der Mädchen und sorgte für Erleichterungen und Hilfe. Dazu kamen vergleichsweise günstigere materielle und hygienische Verhält-

nisse. Aber auch hier war die Arbeit sehr hart, die Angst vor Fehlern groß – das konnte immer als Sabotageakt eingeschätzt und entsprechend bestraft werden.

Als ein Brief an ihren Vater mit einem „unbekannt verzogen“ zurückkam, brach sie zusammen. Sie ahnte, was das bedeutete.

Gerda schildert aber auch immer wieder, wie sie mit anderen jungen Frauen Freundschaften schloss. Da ist zum Beispiel Suse Kunz, die sie schon im Zug nach Bolkenhain getroffen hatte, ein Mädchen aus Wien, das erstaunliche Zuversicht ausstrahlte. Gerda führte lange Gespräche mit Suse. Oder ein Mädchen aus Bielitz namens Greta, das aus einfachen Verhältnissen stammte, schon als Kind schwierige Erfahrungen machte und jetzt sagte: „Ich war immer eine Außenseiterin. Hier sind wir endlich alle gleich. Ja, es stimmt, ich bin nie im Leben glücklicher gewesen“ (S. 186).

Kranke wurden in den Lagern nicht selten schnell aussortiert und in ein KZ gebracht – Gerda hätte das in Bolkenhain einmal fast selbst erlebt, wäre nicht in letzter Minute Frau Kügler mit einem geschickten Manöver aufgetaucht. Sie brachte sie (und zwei andere Mädchen) hochfiebrig an den Webstuhl, Gerda zwang sich zur Arbeit, die befürchtete Selektion durch den inspizierenden Fabrikdirektor und einen SS-Mann fand aber nicht statt.

Gerda, deren Lebensfreude sich immer wieder auch unter solch dramatischen Umständen durchsetzte, schildert, wie sie sich ihrer jugendlichen Schönheit bewusst wurde: „Als ich mich unter der Decke streckte, kam mir mein Körper jung und schlank vor. Ich fühlte mich merkwürdigerweise vollendet, sogar schön. Ich war froh, achtzehn zu sein, froh, am Leben zu sein, froh über meine Jugend und dankbar, daß ich nicht in Sosnowitz geblieben war. Mir wurde zum ersten Mal klar, daß ich intensiv leben konnte“ (S. 199).

Sie entwickelte und inszenierte kleine Theaterstücke, viele Nächte im Waschraum schreibend. Ihre Freundinnen und andere Lagerinsassen wollte sie ablenken. Die spätere Schriftstellerin dankt Gott im Rückblick, „daß ich die Gabe besaß, sie vergessen zu lassen. Wenn ich mich mit den Überlebenden treffe und sie mich an jene Vorstellungen erinnern, empfinde ich auch heute noch demütige Dankbarkeit. Ich weiß, daß dies die größte Leistung war, die ich in meinem Leben vollbracht habe“ (S. 206).

Auf Bolkenhain folgte im August das schon erwähnte Merzdorf, ebenfalls ein Außenlager des KZ Groß-Rosen. Gerda erlebte hier die Hölle – ein Aufseher hatte es auf das hübsche junge Mädchen abgesehen; als sie sich nicht auf ihn einließ, quälte er sie systematisch, wo er nur konnte. Dazu kamen Willkür und verschiedenste Drangsalierungen durch andere Aufseherinnen und Aufseher, die schlechte Organisation des Lagers. Gerdas Selbstmordgedanken kehrten wieder. Ilse Kleinzähler, sonst so schüchtern und zurückhaltend, rettete Gerda im entscheidenden Moment durch eine riskante Lüge – sie sei ihre Schwester; so kam sie nach einigen Wochen schlimmster Torturen mit ins benachbarte Landeshut. Hier waren die Verhältnisse halbwegs erträglich.

In derartigen menschlichen Extremsituationen kann es entscheidend sein, ob es den Betroffenen gelingt, sich erfreuliche zukünftige Entwicklungen und Erlebnisse auszumalen, und seien sie auch zunächst „unrealistisch“: zu träumen.

Der Todesmarsch in Gerdas Erleben

Noch bevor der Marsch für Gerda selbst überhaupt begann, hatte sie durch eine in Grünberg ankommende Gruppe von Mädchen, die bereits eine Woche unterwegs war, eine Vorahnung von dem erhalten, was ihr bevorstand: „In graue Decken gehüllt, erinnerten sie mich an Abbildungen des Todes, wie er in wogendem Gewand die Lebenden holen kommt. Einige der Mädchen waren barfuß, andere trugen rohe Holzpantinen. Viele hinterließen eine blutige Spur im frischen Schnee. Suse warf mir einen vielsagenden Blick zu, und ich schaute auf meine Füße – warm eingepackt in die Skistiefel, auf denen Papa trotz der Sommerhitze bestanden hatte. Papa, Papa, wie konnte er es nur ahnen! Die Stiefel waren noch in gutem Zustand, und ich hatte kostbare Dinge darin versteckt: In Papier eingewickelte Fotos von Papa, Mama, Arthur und Abek und das Päckchen Gift“ (S. 262).

Ihre Schilderungen werden dann immer lakonischer. Sie berichtet, wie sie aufhörte zu beten – sie fand nichts mehr, wofür sie Gott danken könnte. Von den SS-Schergen erschossene Mädchen musste Gerda mit drei weiteren Mädchen im Wald verscharren. Immer wieder extremer Hunger, schreckliche Kälte: „Nicht mal auf unseren Gesichtern schmolz der Schnee“ (S. 268). Sich nachts in der Kälte wachhalten, um nicht zu sterben – und gleichzeitig Gedanken, genau das zu hoffen. Fluchtgedanken. Auch wenn sich die kleine Gruppe um Gerda – Ilse, Liesel, Suse – weiterhin gegenseitig stützte, wo es nur ging, war es kaum zu ertragen: Ständig wurden Mädchen erschossen, die ganze Gruppe, ursprünglich 2000 junge Menschen, schrumpfte zusehends, die Verzweiflung gewann immer wieder die Oberhand. Auch Gerda, die jahrelang mit ihrem Mut und ihrer Zuversicht den anderen, nicht zuletzt Ilse, dabei half, durchzuhalten, schaffte das nicht mehr. Auch sie beschäftigten quälende Gedanken, die wir von anderen Berichten von Nazi-Opfern kennen: „Warum liefen wir freiwillig zur Schlachtbank? Warum versuchten wir nicht, uns zu wehren?“ (S. 275). Dann erreichten sie Dresden, mitten in den heftigsten Bombardements: „Ich hatte keine Angst um mein Leben. Ich betrachtete das brennende Dresden mit einem Gefühl des Triumphs. Gleichzeitig fühlte ich mich jedoch schmerzlich isoliert und schrecklich allein. Ich weiß nicht mehr, wie lange der Angriff dauerte oder wie wir schließlich von der Brücke herunterkamen; ich erinnere mich nur noch an den Triumph und die Einsamkeit“ (S. 276).

Um den 20. März erreichten noch etwa 400 Mädchen Helmbrechts, das ca. 400 Kilometer von Grünberg entfernt liegt. Helmbrechts war zwar kein Todeslager, aber die Kost war so dürftig, dass fast alle Mädchen an Durchfall litten. Todesfälle häuften sich. Schubkarren mit Leichen.

Selbst hier erlebte Gerda aber auch menschliche Begegnungen, über die sie lange nachdachte. Die kluge Tusia, die wie sie am 8. Mai Geburtstag hatte, sprach sie mitten in einer Nacht an. Gerda kannte sie schon aus Bolkenhain. Tusia wäre gerne ihre beste Freundin geworden. Gerda hatte sich aber zurückgezogen und sie damit verletzt – dessen war sie sich bewusst. „Ich habe Dich beobachtet. Du hast mich gekränkt. Dennoch bin ich dir dankbar, weil Du mir den Glauben an die Menschlichkeit gegeben hast.“ – „Wie

meinst Du das? – ‚Dein Funke ist nicht erloschen, und er wird es auch nie. Du wirst Menschen weh tun, aber du wirst sie auch glücklich machen.‘ Dann wiederholte sie, was sie in Bolkenhain gesagt hatte: ‚Du gehst durch den Dreck, ohne dir die Füße schmutzig zu machen.‘“ (S. 283). Anderntags entdeckte Gerda auf dem Weg zum Empfang des täglichen Stücks Brot einen toten Körper – Tusia. „Ich wünschte, ich hätte den tiefen Schmerz aus mir herausweinen können, aber wieder floß keine Träne. Ilse wollte etwas sagen. Ich schnauzte sie an, sie solle mich in Ruhe lassen. Ich tue Ilse weh, dachte ich; das ist es, was Tusia gemeint hat“ (S. 283). Und sie denkt an die Aufführungen, mit denen sie so viele Mädchen glücklich gemacht hatte – jetzt lebten die wenigsten von ihnen noch. Sie erzählt auch, wie sie im Anschluss ihr Talent noch einmal erprobte, indem sie das breit ausgemalte Gerücht streute, das Kriegsende sei ganz nah. Viele ließen sich gerne von ihrer Lügengeschichte begeistern. Nur Suse sagte trocken: „Zu schade, daß du hier keine Stücke schreiben kannst, Gerda, wo du so reichhaltiges Material hast!“ (S. 285).

Am 13. April – Roosevelt ist gestorben – verließen noch 300 Mädchen Helmbrechts. Tage danach verlor Gerda nach verzweifelten Kämpfen, sie zum Durchhalten zu bewegen, ihre beste Freundin Ilse Kleinzähler, die einfach nicht mehr weiter konnte.

Nach Ilses Tod schien auch das Band zu Suse und Liesel gerissen zu sein. Die beiden – auch sie völlig erschöpft – schienen bereits aufgegeben zu haben. Sie ließen sich auf dem Wagen mitnehmen, der Leichen und Schwerkranke transportierte.

Tage später traf die Nachricht vom Tod Hitlers ein und verbreitete sich in Windeseile. Gerda konnte sich nicht freuen. Seit Ilses Tod war ihr alles gleichgültig.

Im tschechischen Volary⁵ wurden die verbliebenen 120 Mädchen in eine verlassene Fabrikanlage geführt, die von außen verbarrikadiert wurde. Die Bewacher verließen sie, einen Sprengsatz zurücklassend, der nicht detonierte. Tschechen brachen die Tür auf. Die Mädchen versteckten sich – es war zu erwarten, dass die Deutschen zurückkehren, so kam es auch zunächst. Schüsse fielen – und die Deutschen zogen wieder ab. Nach weiteren Stunden trauten sich die Mädchen aus ihren Verstecken. In der Ferne sah Gerda auf einem Kirchturm eine weiße Fahne wehen.

Glückliches Ende

Noch in den Stunden der Befreiung musste Gerda erleben, wie tragischerweise kurz hintereinander zunächst Suse Kunz und dann auch Lilli starben. Sie war erst in den letzten Wochen zu einer Freundin geworden. Einige Wochen später musste sie auch erfahren, dass Liesel Stepper tot ist: Sie starb bei einer Amputation. Keine ihrer besten Freundinnen überlebte.

Am 6. Mai traf sie zum ersten Mal kurz auf zwei amerikanische Soldaten, die ankündigten, am nächsten Tag wiederzukommen. Was anderntags geschah: „Vielleicht würde ich die beiden Amerikaner wiedertreffen. Bei den ersten Schritten taumelte ich. Meine Haut war heiß und ausgetrocknet. Das erste, was ich im Hof erblickte, war das seltsame